

Zwischen Wirklichkeit und Romantik

Neuere Erzählliteratur.

Für die innere Unsicherheit, die neuerdings unter den Erzählern Platz gegrienen hat, ist ein Extrem bezeichnend: die Einen können sich in Wirklichkeitskunst nicht genug tun und sind darüber zum ungeschminkten, unvariierten Lebensdokument oder zur romanhaftesten Biographie geschichtlicher Persönlichkeiten gelangt; die Anderen aber schwelgen in Lyrik und Phantastik und bringen so die lange schon verstummen Brunnen der Romantik wieder zum Ausfließen.

Die Flut der Dokumentenromane brach mit Remarques Kriegsbuch und mit den atemberaubenden Erzählungen aus dem neuen Ruf-land herein, und für ihre ungeminderte Kraft zeugt, daß alle Nationen ihr noch immer untertan sind. Da haben wir, wenn wir nur oberflächlich sichtigend unter die Reversfaltungen greifen, die Engländerin M. J. Cowell. In ihrem Buch: „Als Matrose unter Matrosen. Der Roman einer Jugend auf hoher See.“ (Wien, Jolman, 333 S., in Leinen 6,50 M.) erzählt sie anspruchslos, aber lebendig, wie sie von ihrem elften Lebensmonat ab auf einem in der Südsee treuzenden Segelschiff groß wurde, behütet von ihrem polternden, doch tüchtigen Vater und von dem alten Seebären Eitche, wie sie präzis spudeln, schwimmen, klettern und kuscheln lernte, sich an abwechselndes Essen, Ratten, Wanzen und Küchenschaben gewöhnte und trotzdem mit den rauhen Kerlen ringsum zu echter Tüchtigkeit und wohlwolliger Tatkraft verwauchs — auch Geschlechtslichkeit, Eros und verhaltene Sentimentalität spielen unaufdringlich, doch bedeutungsvoll hinein.

Der Tscheche Ivan Olbracht benutzte den Roman einer Arbeiterin „Anna“ (Berlin, Internationaler Arbeiterverlag, 346 S., 5 M.), um die Schicksale eines nach Prag als Hausgehilfin verschlagenen Landmädchens mit den Parteikämpfen der Prager Arbeiterschaft von 1919 zu verbinden. Er gibt dabei satz- und kraftstrotzende Bilder aus einem „feinen“, von Schiebentum, Lüsterheit und Betrug zerfressenen Bourgeoishaus, ohne ein paar sympathisch-gewinnende Streiflichter zu vergessen, und auch seine Massenmengen haben Wucht und den heißen Atem politischer Leidenschaft. Aber doch er sich der Kommunismengehörigkeit gegen sozialdemokratische Führer (Habermann, Sirov) nicht entschlagen kann, gereicht dem Buche nicht zum Vorteil; statt des revolutionären, bekommt es so parteipolitische Pathos.

Darum ist dem Tschechen der Russe Alexander Newerow weit überlegen, dem in der Kasse: „Taschkent, die brotreiche Stadt“ (Berlin, Neuer Deutscher Verlag, 380 S., 3,50 M. und 5 M.) wirklich ein von neuem Rhythmus getragenes, zugleich ergreifendes und anfeuerndes Lebensbild gelingt. Eigentlich fährt nur der Bauernjunge Mischka, zwölfjähriges Oberhaupt einer verhungerten Familie, die zweitausend Werst von Asufut nach dem gelobten Taschkent, wo es von Milch und Honig, Brot und Getreide nur so kochen soll, aber was steht nicht alles in dieser furchtbaren und rührenden Odysee! Die Verzweiflung eines verschmachteten Landes, Ferkirrung, Hilflosigkeit, grausame Härte und verhörende Güte, und wie schließen sich Traum und Tat, Realität und Zielwille zur bewundernden Handlung, und Sprachschöpfung!

Das Erinnerungsbuch der Colette, „Mein Elternhaus“ (Wien, Jolman, 230 S., 5 M.), hat mit dieser Biographie des namenlosen Jungen nichts gemeinsam, aber die Kunst des Berdichtens, die Kraft des Herausbeschwörens eignet ihm ebenso. Hier atmet noch, als wäre es heute, die kurzschichtige, mit Zwider und Voreignung an jedem Vorsprung hängenbleibende Mutter und ist herrlich eins mit Blume, Raupe, Spinne und Käse, mit Arbeit und Fürsorge; hier knipst der einbeinige, lächerbärtige, verliebte Vater leibhaftig durchs Haus, das süßfranzösische Dörfchen flutet mit seinen Menschen und seinen Räten herein, und über allem leuchtet lächelnde Wehmut und heiteres Versehen.

Dieselbe tapfer-unpassionierte Art der Behandlung hebt die kurze Geschichte von Paul Iwerdes, „Die Pfeiferstube“ (Frankfurt am Main, Rütten und Loening, 85 S., geb. 2,50 M.), über den Schwall der üblichen Kriegserzählungen hoch empor. Graufigeres als ihr Vorwurf ist kaum vorstellbar: vier in den Kehlkopf getroffene Soldaten, die durch Kanülen pfeifend und rasselnd Luft holen müssen; aber in ihnen und ihrer Umgebung, dem Arzt und den anderen entschuldig entstellten Kranken, enthüllt sich ein uner schöplicher Schatz der Menschlichkeit, hilfsbereite Güte triumphiert über qualvolles Leid, und die Bewirung der Kreatur läutert sich in kristallklarer, dichterischer Sprache.

Als Becker der biographischen Romane und ihrer unentdämmbaren Hochflut darf man Emil Ludwigs „Napoleon“, „Bismarck“, „Wilhelm II.“ usw. und dazu die ganze Reihe heroischer Biographien

betrachten, die neuerdings in Flates, „Hutten“, Zweigs, „Fouché, Palaeologues, „Cavour“ und Wassermanns, „Columbus“ bedeutame Vertreter gefunden hat. Aber zu diesen zugleich um geschichtliche Zuverlässigkeit und künstlerische Bewusstheit bemühten Anregern kommt leider ein jäher unvermeidlicher Schuß „Dreimäderhaus“, und der macht die ganze Gattung mehr oder weniger unerträglich. „Lord Byron“ hämonisches, die ganze Welt der zwanziger Jahre erschütterndes Wesen reduziert sich so bei Kasimir Edschmidt (Wien, Jolman, 444 S., 7 M.) auf die verhängnisvolle Leidenschaft zur eigenen Schwester, und aus dem einen Punkt soll sich erklären, was in Wahrheit Ausdruck einer gefesselten, von Unrast verzehrten Zeit, eines nach allen Höhen und allen Tiefen der Menschheit begehrenden Temperamentes gewesen ist In fataler Nechtheit macht Alfred Neumanns „Guerra“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 374 S., 7,50 M.) die Liebe der Schwester zu dem tastatischen Rebellen Guerrazzi zum Hebel alles Geschehens, und diese berückende Wadde wird zur Universalhure, um die Fäden der italienischen Verschwörungen zwischen 1880 und 1848 nur ja recht verworren, dunkel und beziehungsreich zu schlingen. Statt in weltgeschichtlichen Spannungen, bewegt man sich so bis zu Guerras ungeheuerlich dargestelltem Tode in einer von Geschlechtsdüften durchzitterten Luft des gemacht Geheimnisvollen und gesucht Tiefen, aber dank Neumanns technischer Virtuosität ist es immerhin eine geschlossene Atmosphäre. — Emil Lukas „Tag der Demut“ (Leipzig, Reclam, 232 S., 3 und 5 M.), ein Roman aus dem mittelalterlichen Siena der letzten Höhenstauzeit, weiß nicht einmal die zu geben, ohne Anschaulichkeit, flach und unbeholfen, rinnen Historie und Liebeshandlung am Leser vorüber. Wahrlich, der sehr ernst zu nehmende Gestalter und Denker Buda hätte diesen Absturz zum Unterhaltungslit nicht nötig gehabt!

Und damit sind wir beim Gegenpol der verschiedenen Wirklichkeitsbemühungen: der verhassten oder üppig wuchernden Romantik, angelangt. Es ist seltsam und bedauerlich, daß ihr so viele „Lunge“ des Verlages Reclam verfallen sind: Otto Henschels „Weg wider den Tod“ (244 S., 4,50 M.), mit seinen rätselhaft empfindsamen Menschen, seinen Dichtern, Geigerinnen, Forsthausstimmungen, Nachbesuchen, tödlichen Liebesmarmungen usw. liest sich wie ein ganz, ganz dünner Aufguß Eichendorff aus 1830. In Gottfried Kappes „Loch im Wasser“ (187 S., 4,50 M.), greifen die träben Nebel traumhafter Erinnerung und heimlich bohrender Liebe in die moderne Welt der Technik und des Unternehmertums hinüber, spinnen ohne überzeugende Notwendigkeit einen Mann der praktischen Arbeit, einen Architekten, immer tiefer ein und lassen ihn schließlich (nicht weil es sein muß, sondern weil es dem sentimentalen Bedürfnis so entspricht) aus dem Dasein schwinden wie ein „Loch im Wasser“. Und in „Jijos Perlen“ von Karl J. Kury (314 S., 6 M.) fehlt die Romantik des Orients einer recht unterhaltensamen Diebgeschichte freudliche Schlaglichter; tieferer Bedeutung kommt dem fehlt, doch auch leicht dahinfließenden Wert nicht zu.

Da hat „Matta-Bosta“ von Cecile Loos (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 375 S., 7,50 M.) schon ein ganz anderes Gewicht. Ein Polen zwar, wie es die Schweizer Dichterin schildert, mit Popen als Priestern der katholischen Bevölkerung u. dgl., hat es nie gegeben; aber wenn ihre unmissende Wagnis vom heimatischen Dorf über ein verbrechenumraushes Schloß und eine kurze, halb tierische Stunde der Lust zur Mutterschaft kommt, wenn in der Sorge um das Kind drei Menschen sich unter Streit und Eifersucht läutern und das Bild der „Matta-Bosta“, der Gottesmutter, sich zum Symbol alles Muttertums vertieft, pocht doch hinter der überwuchernden Romantik ein schönes Welt- und Menschheitsempfinden, und das barocke Ziergehänge der vielen, allzuvielen Worte ordnet sich zu Sinn und Gestalt.

Was Cecile Loos an Plastik und entgender Selbstbeschreibung vermissen läßt, eignet der Engländerin Mary Borden in doppeltem Maße. Gibi ihr „Schloß Vericho“ (Berlin, Knauer, 317 S., 2,85 M.) auch nur eine Liebesgeschichte, so ist es doch eine fest gehämmerte, in Milieu und Charakteren sicher verantwortete Dichtung; und die Tragik der drei Hauptgestalten überzeugt, weil sie sich zu schicksalhafter Unentrinnbarkeit steigert. Man versteht, daß die kühne, jungenhafte Priscilla und der zarte, hypochondrisch-tomme Pfarrer Simon einander fanden, begreift, wie es Priscilla aus dem drückenden Frieden ihres Heims unwiderstehlich zum hochmütig-herrlichen Tony Crab zieht, und weiß voraus, daß die Frömmigkeit und zähe Liebe Simons allen Dreien zum Verhängnis werden muß. Das vollzieht sich in Kämpfen, ohne Wehleidigkeit und voll reicher, charakte-

ristisch abgetönter Einzelheiten und spielt hinein in das private Geschick das England des Weltkrieges, der Wahlkämpfe und der aufsteigenden Arbeiterpartei. Und man muß zugeben: wenn schon Roman im alten Sinn, so wenigstens einer, der das rein Private lauber und mit zeitgemäßen Kunstmitteln darstellt.

Dr. Alfred Kleinberg.

Kunstgeschichte.

Max Osborn: Die Kunst des Rokoko. Propyläen-Verlag, Berlin 1929. 123 Seiten Text, 478 Abbildungen, 52 Tafeln. Preis 55 Mark.

Die Kunstgeschichte ist wie eine launische Dame Moden unterworfen. Erst war Hochrenaissance Trumpf, dann Frührenaissance, heute Gotik und noch Primitiveres. Unsere Großväter haben das Barock verachtet und aus den schönsten Schlössern und Klöstern des 18. Jahrhunderts Katernen, Pächthäuser, Arrenhäuser gemacht. Um 1900 herum hat man dann plötzlich das Barock neu entdeckt und hebt es feilher in den Himmel.

Es wäre an der Zeit, daß zwischen diesen Extremen ein Ausgleich gesucht würde. In dem letzten Band der „Propyläen-Kunstgeschichte“ verucht Max Osborn einen solchen Ausgleich. „Kunst hängt nicht als selbständiges Gebilde in der Luft“, schreibt er. „Sie ist Ausdruck und Funktion des gesamten geistigen Lebens eines Volkes.“ Er macht aufmerksam auf die drei Strömungen in der Kunst des 18. Jahrhunderts: die Weiterentwicklung des Barock, die mit keiner höflich-zeremoniellen Repräsentation, auf die klassizistische Tendenz, die am Ende des Jahrhunderts in den Stil der französischen Republik und später in den des Kaiserreichs mündet, und drittens den Realismus. Klassizismus und Realismus sind bürgerliche Ausdrucksformen, die den aus dem früheren Barock abgeleiteten reinen Rokokoformen als den aristokratisch-höflichen gegenüberstehen. Der Kampf zwischen diesen beiden Elementen gibt wie dem Leben, so der Kunst des 18. Jahrhunderts die ungeheure Spannung.

Es ist schade, daß dieser Gegensatz nicht viel schärfer herausgearbeitet worden ist. Wenn der Verfasser nicht nur das geistige Leben, sondern auch das materielle in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hätte, wäre er auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Rokokozeit eingegangen, die den Höhepunkt der handwerklichen Betätigung, kurz darauf aber die beginnende Zerlegung dieses Handwerks mit der beginnenden Industrialisierung erschöpfend erklärt. Er hätte sich denn weniger über das „Bild von unerhörter Buntheit und Mannigfaltigkeit“ gefreut, das die „kleinen und kleinsten Kristallisationspunkte“, die zahllosen deutschen Winkelresidenzen, „hervorbrachten“. Die „nachtwandlerische Sicherheit des Fingerfühlers“, die er bei den Franzosen so bewundert und die er getrost noch stärker hätte unterstreichen können im Gegensatz zu der Zerplitterung der Kräfte in dem wirtschaftlich und politisch zerrissenen Deutschland, wäre unmöglich gewesen ohne die frühe straffe Zusammenfassung Frankreichs zum Einheitsstaat. Wenn die deutsche Architektur sich zu emigen überragenden Leistungen aufschwang: Plastik und namentlich Malerei blieben bescheiden weit zurück. Chodowiecki und Anton Gräßlich, neben die französischen, aber auch neben die englischen Zeitgenossen gehalten, Barbaren. Und die Bauerei des Alten Reiches in Potsdam wuchs sich, nachdem er selten einzigen fähigen Architekten, Knobelsdorff, fortgesetzt hatte, mehr und mehr zu einem Skandal aus.

Das hätte alles so schön gezeigt werden können: ein Despot, der seine Zeit längst überlebt hat, schließt sich als Bauberr von dem bürgerlichen Zug der Zeit ab, der sich in Frankreich im beginnenden Klassizismus ankündigt, und holt sich wie Wilhelm II. die Vorbilder aus der Vergangenheit. Der „preußische Stil“ ist das preußische Elend. Aber für diese Nachteile hat Osborn keinen Sinn. Während die madischen Porzellanmalerei der englischen Gesellschaft, die Rommen und Gainsborough, von ihm weit über Verdienst gefeiert werden, hat er für die großen Rokokomalern James Gillray und Thomas Rowlandson, die die ganze Hohlheit und Verlogenheit der englischen „Freiheit“ und Wohlstandigkeit im Brennpunkt ihrer vernichtenden Satire aufgefangen haben und den berühmten Morast tief in den Schatten stellen, nur ein paar gleichgültige Seiten übrig. Diese mangelnde Einfühlungsgabe verführt ihn zu Flüchtigkeiten, die einem Kunsthistoriker nicht unterlaufen dürften. Die Realisten Giuseppe Maria Crespi und Alessandro Magnasco, die Sittenbildner des veredelten — nicht allein künstlerisch ausgeputzten! — Italiens erwähnt er überhaupt nicht und wundert sich des Todes, daß ein Genä in dem Lande der strengsten mittelalterlichen Ueberlieferungen, in Spanien, aufreisen konnte. Osborn scheint nicht zu wissen, daß die führenden Meister des 17. Jahrhunderts, Balesquez und Murillo, Arbeiterinnen der Madrider Teppichmanufaktur, Schmiedegesellen von der Straße, schmucke und verlaufte Bettelbuben gemalt haben und daß der Spanier Ribera die Elendmalerei in Neapel einführt.

Aber das beweist alles nur, wie notwendig es ist, daß mit der alten Schablone der Kunstgeschichtsschreibung, die sich nur für Kirchen und Paläste, für Prunk und Luxus interessiert, ausgeräumt wird. Hermann Hieber.



Ein schuldenfreies Heim für Ihre Familie!

Haus, Land und sonstigen Grundbesitz machen Sie für Ihre Familie schuldenfrei durch eine „Lebensversicherung auf Lebenszeit“: je 1000 Mark Hypothek lösen Sie ab durch jährlich 15 bis 75 Mark, je nach Ihrem Eintrittsalter. Schon nach der ersten Einzahlung haben Sie die Gewißheit, daß Ihre Familie den Grundbesitz von Schulden frei erhält. Je früher Sie beginnen, desto billiger ist es.

Fragen Sie einen Versicherungs-Fachmann!

Weltwirtschaft.

Dr. Wilhelm Maunier: Der Kampf um und gegen das russische Erdöl. Rangsch Verlag, und Universitätsbuchhandlung, Wien-Leipzig, 1929. 261 Seiten. Preis 7,50 Mk.

Die abstrakt wäckerne Tatsachendarstellung eines der besten Kenner der internationalen Erdölwirtschaft und -politik wird gerade durch ihre bewusste Leidenschaftlichkeit zu einer großen Anklage gegen das System imperialistischer Machtpolitik, das aus dem mit allen Mitteln geführten Konkurrenzkampf der kapitalistischen Riesenunternehmen entspringt. Durch die Veröffentlichung von aufschlußreichem statistischen Material und von Auszügen aus Geschäftsberichten, Protokollen von Aktionärversammlungen und wirtschaftspolitischen Verhandlungen leuchtet der Verfasser in die Hintergründe wichtiger außenpolitischer Geschehnisse der Nachkriegszeit hinein. Besser als durch lange theoretische Erörterungen wird hier die innige Verflechtung von kapitalistischer Wirtschaft und Politik an dem Beispiel des Kampfes zweier Riesenkräfte aufgedeckt: Es handelt sich um das mit dem bolschewistischen Umsturz beginnende erbitterte Ringen der englisch-holländischen „Koninklijke-SHELL“ und „Anglo-Persian-Oil“-Gruppen mit dem amerikanischen Rockefeller-Trust, der „Standard Oil Company“, um den Besitz oder um den billigen Bezug des wertvollen russischen Erdöls.

Es gibt mehrere Schilderungen dieses an dramatischen Zwischenfällen reichen Kampfes, der mit allen Mitteln von der einfachen Preisunterbietung und dem wirtschaftlichen Boykott bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen (Arcos-Konflikt) und zur Kriegserklärung geführt wurde. Aber alle diese Schilderungen geben nicht diese Unmenge von Tatsachenmaterial und sind auch meist von Sympathien für eine der streitenden Parteien beeinflusst; außerdem umfassen sie nur die Zeit bis 1927, wo ein Ende des Kampfes noch nicht abzusehen war. Maunier bezieht aber die im Frühjahr 1929 erfolgte Verständigung von Standard Oil und Koninklijke Shell in seine Darstellung ein. Auch die Rolle der russischen Erdölpolitik wird hier richtig eingeschätzt, die sich in nichts von der kapitalistischen Methode der Exportförderung mit politischen Mitteln und zu kapitalistischen Zwecken unterscheidet und zu Lasten der russischen Arbeiterschaft und der europäischen Kontinente geht. Denn die Verständigung über die Beendigung des des Ertragsproliten der Erdölumtriebs schädlichen Konkurrenzkampfes ist mit Hilfe der Russen zustande gekommen.

Das Buch ist für den sozialistischen Leser von großem Wert, weil es die beste Illustration zur marxistischen Analyse der kapitalistischen Weltwirtschaft und Weltpolitik gibt. H. Jakobowicz.

Zeitgenössische Dichtung.

Billige Schulausgaben.

Thomas Mann sagt in einem Brief an einen Schulfreund, der für die Reform des Deutschunterrichts kämpft: „Wenn die deutsche Stunde im argen liegt, so ist das nichts als ein Symptom, ein sehr kennzeichnendes, wie ich zugebe.“ Aber im gleichen Brief erklärt er auch, daß der zugunsten eines künstlerischen Deutschunterrichts manifestierende Lehrer ebenfalls ein Symptom ist. Und diesem auf die Notwendigkeit einer Reform des Deutschunterrichts hinweisenden Symptom tragen nun auch bereits die Befehle für die Oberstufe höherer Lehranstalten Rechnung, die jetzt einer Anordnung des preussischen Kultusministeriums folgend, der Verlag S. Fischer, Berlin, herausgibt.

In den bisher vorliegenden vier Bänden (Preis je Band 1,60 Mk.) sprechen zur Jugend repräsentative Dichter unserer Zeit, die das Wort mit dem Geist begeben, der aus dem Quell reifer Menschlichkeit strömt, und die selbst dort, wo sie sich rückwärts wenden, mit der Gegenwart verbunden bleiben. — So führt der diesjährige Robespierrepreisträger Thomas Mann in „Sieben Aufsätze“ (110 Seiten) in lebendigster Form an Chamisso, Eichendorff und Fontanes unmittelbar dichterische Nähe und leitet mit seinen schönen Betrachtungen tiefe Einsichtnahme in Schöpferkraft und Willen. In der Einleitung zeigt Prof. Dr. Peters das Leben und Werk Thomas Manns würdigend, die hohe Bedeutung des Dichters.

Im Band „Dichtung von Dichtern gesehen“ (77 Seiten), den Dr. Walter Hoffstätter einleitet, würdigen in schöpferischer, mitreißender Begeisterung Hugo von Hofmannsthal, Oskar Coetz und Moritz Heimann, Dichtungen von Goethe, Gottfried Keller und Gerhart Hauptmann. Dieser Band ist voll von Schönheit der Sprache und der dichterischen Schau, aber er legt eine so gute, gründliche Kenntnis der Dichtungen und ihrer Dichter voraus, daß es vielleicht nicht immer einfach sein wird, das Interesse des Schülers zu fesseln.

Im Band „Adam Urba“ (110 Seiten) zeigt Jakob Wassermann (dessen Schaffen und lampisches Leben von Dr. Walter Hennen geschildert wird) die Größe seiner epischen Kunst. In drei sehr schönen Novellen weist der Dichter ergreifend auf die Raffinesse des Schicksals und auf die Unzulänglichkeit menschlicher Gerechtigkeit hin.

Im Band „Der Jolson“ (86 Seiten) kommt ein anderer Meister der Epik, Hermann Hesse, in menschlich reifen und tiefen Erzählungen zu Worte, die er so schlicht gebraucht, daß kaum noch eine absehbare Kunst spürbar ist. — Die Einleitung zu dem Band hat Dr. Susanne Engelmann geschrieben; und hier, wie in allen Einleitungen zu den vorliegenden hoffentlich sehr bald eingeführten Ausgaben ist zu erkennen, daß ein neuer, frischer Geist in die Schulen einzubringen anfängt. Dorothea Hardt.

Romane und Romane.

Ludwig Lewiſohn: Das Erbe im Blut (Roman). Bauſt Verlag, Leipzig, 311 S. Preis geb. 8,50 Mk.

Ludwig Lewiſohn, einer der in ihrem Heimatland wegen ihrer mutigen gesellschaftskritischen Haltung noch vertrieben, in Europa aber schon sehr beachteten amerikanischen Schriftsteller, rührt mit seiner Lebensgeschichte „Das Erbe im Blut“ an eine wunde Stelle im Kulturleben Europas wie auch Amerikas, an den Antisemitismus.

In der Lebensgeschichte der hier dargestellten, aus dem polnischen Ghetto stammenden jüdischen Familie wird klar zum Ausdruck gebracht, wie verschieden sich der Antisemitismus auf die einzelnen Generationen der letzten hundert Jahre auswirkte, und wie besonders tragisch er so oft gerade das Schicksal der jüngsten, hier der vierten Generation bestimmte. Mit ihr beschäftigt sich auch Lewiſohn, ein gründlicher Kenner der jüdischen Geschichte, eingehender als mit den drei anderen Generationen. Denn mit den Erlebnissen der vierten Generation, die zwar in Mitteleuropa wie auch in Amerika noch immer unter den Härten eines gesellschaftlichen Antisemitismus leiden muß, aber nicht mehr, wie noch ihre Großeltern, von gewalttätigen Pogromen ständig geängstigt wird, glaubt Lewiſohn am überzeugendsten den Beweis erbringen zu können, daß es ein „Erbe im Blut“ gibt. Vor allem verſucht er hier mehr den Juden als den Nichtjuden zugewandt, seine aus eigenen und fremden Erfahrungen resultierende These, daß der Antisemitismus nicht mit einer kampfhaften Beugung der Ariererschidenheiten auf Seiten der Juden aus der Welt zu schaffen sei, sondern nur mit der reifen Erkenntnis in allen, auch den jüdischen Jägern, daß jede Art ihr Erbsitzrecht hat und der Begriff „andere“ kein Werturteil enthält. Und er wohl auch die Anklage ist der Kritik zu dem ersten, bestimmendsten Buch die qualende Verpflichtung gemessen, aufzuzeigen zu müssen, wie sich viele Juden vom Antisemitismus in die Sackgasse der Selbstverachtung treiben lassen und dann aus dem Dunkel ihrer feindseligen Jerrissenheit keinen Weg mehr finden können.

Darum glaubt auch Lewiſohn, ein Anhänger Freuds, daß ein unter dem Einfluß des steilen Antisemitismus entstandener Widerwille gegen die eigene Art, ein schon tief in der Seele verankertes Minderwertigkeitsgefühl die letzten Gründe für manches spezifisch jüdische Leid, für manche feilsche Verirrung junger Juden seien. Und eine Fülle sehr lebenswahr geschilderter Begebnisse im Leben der hier geschilderten amerikanischen Juden spricht für die Richtigkeit dieser Annahme, wie auch für Lewiſohns Zukunftshoffnung, daß der Jude, dessen Angewohnung am Antisemitismus, aber auch an seinem „Erbe im Blut“ scheiterte, sich vor sich und der Welt wieder behaupten können wird, wenn er lernt, seiner eigenen Art die gleiche Achtung, das gleiche Verständnis wie jeder anderen Art entgegenzubringen. Und vielleicht die schönste Lehre des ersten Buches würdigen Buches: Achtung vor jedweder Art und ehrlicher Wille zum gegenseitigen Verstehen können erst den wahren Frieden begründen. Dorothea Hardt.

Marie Hamun: Die Vangerud in der Stadt. Verlag Albert Vangerud, München 1930. 218 S. Preis in Leinen geb. 7 Mk.

Die neue Erzählung von den Vangerudkindern ist kein reines Kinderbuch mehr wie die ersten beiden schon bekannten Bücher derselben Verfasserin „Die Vangerudkinder“ und „Die Vangerudkinder im Winter“, deren naturhafter Heiterkeit und wunderbarer Kindhaftigkeit wir uns einfach gefühlsmäßig hingeben konnten.

Die Vangerud, der Begabte, das Kind des freien Landes, soll die Stadt und ihre Gebundenheiten erleben, um sie zu überleben. Die Alm mit ihren Tieren und Kindern, Mutter und Vater mit ihrem Immerbeschäftigtsein, und die Natürlichkeit, die um alles ist, sie weichen zurück vor der Stadt und ihren Erlebnissen. Aber Dia ist der Träger eines gediegenen Erbgutes, und er übersteht seine Abhängigkeiten von Menschlichem und Rätenslichem. Voller durch seine Entwürzelung, überlebt er dennoch seine Kindererlebnisse, die doch ganz denen der Erwachsenen gleichen, und die hauptsächlich durch das unbewußte Geltungsstreben bedingt sind. Instinktiv in entscheidenden Augenblicken erteilt sich seine Verwurzelung zu tief, um Schaden zu nehmen. Als Dia nach glänzend bestandenen Mittelschulferien bei der Schlußfeier sein Abschlusszeugnis entgegennimmt, hätte man beinahe sagen können, daß gerade in diesem Augenblick etwas besonders Vornehmeres über Dia lag. — Trotzdem er instinktiv entschlossen seinen viel zu engen Einsegnungsanzug zu der feierlichen Handlung ausgezogen hätte! Trotz des gesenkten vergrauten Anzuges von Gnaden des feinen Stadtkameraden, der den einfachen, aber gediegenen und im tiefsten Grunde überlegenen Landjungen gequält und zum Schluß mit seinem „Welch!“ beglückt hatte. Die Spannung hat den Höhepunkt erreicht, und aufatmend kehren wir mit Dia heim, zurück zu dem inneren und äußeren Reichtum des Landes, das jedem seiner Menschen einen weiten Hintergrund gibt.

Dieses Buch, in dem ein vergrauter Anzug eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, ist im schönsten Sinne unterhaltend für das Stadtkind, das zu vergleichen und — leider oft — nach vielen Nachfragen zu messen anfängt. Die Versuchung, sich dem Ragischen der Kleidung hinzugeben oder der Kraft, die vom Menschen ausgeht, der zufällig darin steckt, hat schon weisere Leute zum Schwanken gebracht als einen einfachen Landjungen. Dia Vangerud aber bleibt erstaunlich fest. Ein glänzendes Beispiel von Schamgefühl, das zur rechten Zeit mit abnehmender Wirkung einsetzt. Anna Kantowicz.

M. E. Süßkind: Jugend (Roman). Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 415 Seiten.

M. E. Süßkind, der junge Münchener, dessen bereits an einigen Romanen bewiesene Begabung beträchtlich über das hinausreicht, was in München heute sonst an junger Literatur umgeht und ge-

öffentlich propagiert wird, legt in „Jugend“ seinen ersten Roman vor. Er ist inhaltlich schon eine nachdenkliche Sache: etwa im Jahre 1920 unter den Abiturienten eines Gymnasiums spielend, gibt er ein Bild aus diesem wesentlichen Entwicklungsstadium der heute dreißigjährigen Generation innerhalb der mittleren deutschen Bourgeoisie. Es wird erkennbar, wie die auf den ohnehin überfüllten Gymnasialbetrieb der Kriegsjahre folgende überstürzte Umstellung und Auflösung des Schulwesens, die Befreiung von Fesseln, die die vorhergehende Generation noch für ewig gehalten hätte, auf die so unversehens Befreiten gewirkt hat, wie sie in die neuen halbparlamentarischen Zustände, die von ihnen kaum ersehnt und jedenfalls nicht geschaffen waren, widerstandslos, halb verlegen und offenkundig wenig glücklich hineingelitten. Den jungen Deuten die Hofflosigkeit und Relativität alles Irdischen überzeugend vor die Augen zu führen. Die sonderbare Mischung von Kälte aus Schwäche und Zynismus aus Enttäuschung, die an dieser soeben erwachsenen Generation auftritt — sie hat hierin mindestens ebenso ihre Erklärung, wie in den minderwertigen Erbstoffen, mit denen sie körperlich ernährt wurde. Süßkind, der sich bislang gern an der Peripherie der Zeit umhertrieb, hat mit diesem Roman den Weg mitten in sie hinein gefunden — obwohl Realpolitiker (so etwa die Ermordung des Abgeordneten Gareis in München) nur die Oberfläche der Erzählung trüffel.

Im Formalen ist Süßkinds Schöpfung durch Thomas Mann unverkennbar: die aparte, gepflegte Wortwahl, der musikalisch abgeschattete Satzbau, das eindringliche Bemühen im einzelnen. Was er schreibt, ist gut gelesen, reichlich empfunden, sorgsam und solid, wenn auch manchmal noch ein wenig unklar geformt. Auch im kompositorischen möchte man sich eine noch ruhigere, straffere Hand wünschen. Werner Richter.

Edwin Erich Dwinger: Die Arme hinter Stachel. Verlag E. Dieckhoff, Jena. 1929. 308 S.

Man sieht an diesem Buch, das die Leiden der Kriegsgefangenen in Sibirien schildert, daß keiner aus seiner Haut heraus kann. Der Verfasser ist der Sohn eines Marineoffiziers und selbst als Führer bei einem Dragonerregiment eingetreten, als der Krieg ausbrach. Mit 17 Jahren wurde er schwer verwundet und mit einigen Mannschaften seiner Schwadron zusammen von den Russen gefangen genommen. Er bemüht sich, die entsetzliche Zeit in sibirischen Lagern objektiv zu schildern, und die schauerlichen Tatsachen, die er berichtet, werden wohl auf Wahrheit beruhen. Aber ein sympathisches Buch ist es trotzdem nicht. Es ist eben aus der Offiziersperspektive geschrieben, und die Sehnsucht nach dem „Ammer feste drauf!“ bricht immer wieder hervor. Die russischen Soldaten werden, wenn man ihnen etwas recht Berücksichtigendes nachsagen will, „Asiaten“ genannt, was ungefähr gleichbedeutend ist mit „Bestie“.

Charakteristisch für die soziale Einstellung Dwingers ist, daß der Held, sein Beschützer Roddielast, ein Bauer ist, das Urbild aller Treue und Zuverlässigkeit, während dessen Kamerad, der Offizier Brünninghaus, immer wieder wegen seiner „gefälligen“ Reden zu rechtsgestraft wird. Diese Ansichten sind aber ausgesprochen proletarische. Ein Mensch mit internationalen Begriffen ist ihm und den anderen Kameraden ein Dorn im Auge. Von den Bolschewiken heißt es: „Wohlt macht uns ihre asiatische Ideologie, ihre grenzenlose Brutalität, so seltsam und fast unbegreiflich Sozialisten, im übrigen aber... sie haben uns ein Stückchen Freiheit gegeben, damit haben sie unsere Lasterung ertungen.“

Dieser hochwürdige, um nicht zu sagen anmaßende Ton schlägt immer wieder durch und macht die Lektüre dieses Buches, so interessant es in Einzelheiten sein mag, doch recht unerquicklich. Gegen Ende der Gefangenenschaft befindet sich der Führer Dwinger denn auch eines besseren, läßt seine Kameraden im Stich, die ihn so treu gepflegt haben, und siedelt ins Offizierslager über — zu den Erbklassen. Hermann Hieber.

Booth Tarlington: Der Mann mit den Dollars. Verlag E. P. Tal u. Comp., Wien, Leipzig. 285 S. Preis geb. 4,50 Mk.

Satiriker von Rang, die im Pantetum auch anderes sehen als das „auserwählte Volk Gottes“, gibt es drüben schon eine ganze Reihe. In Booth Tarlington, der sich bei seinen Landsleuten reich einen Namen gemacht hat, machen wir nun auch die Bekanntschaft mit einem sehr guten und feinen Humoristen, der uns in dem vorliegenden Buch mit einer äußerst amüsanten und charakteristischen Gegenüberstellung zweier amerikanischer Rännetypen erfreut: Ein junger, sehr sensibler und kultivierter Literat, der schon als Dramatiker Erfolg gehabt hat und der auf seine nur vom Dollar beherrschten banaussischen Landsleute voller Verachtung herabsehend, trifft auf einem Ozeandampfer mit einem schwerreichen Industriellen zusammen, dem urwüchsigen Vollblutrepräsentanten amerikanischer Geschäftstätigkeit, d. h. sie lernen sich eigentlich mittels einer bestrittenen, wenn auch an Jahren schon reifen französischen Abenteuerin kennen, in die sie sich jeder in seiner Art heftig verlieben. Die schöne Dame hat es aber weniger auf die verächtlichen Huldigungen des Dramatikers als auf den Goldbeutel des mächtigen Dollarsmannes abgesehen, der nebenbei furchtbar unter dem Pantoffel seiner eiserfüchtigen Frau steht und außer ihr eine entzückende Tochter bei sich hat. (Happy end: die Tochter tröftet und ehelicht den Dramatiker.)

Der steinerne Busineßman erwacht sich aber, trotz mangelhafter Bildung, immer mehr als ein Mann von großem Format und edlem Herzen, so daß er für die Französin (sowohl wie auch für den Beser den Literaten in den Schätzen stellt. Und das ist vielleicht die Pointe, die bei dem breiten amerikanischen Publikum am meisten gepogt hat. — Doch wie gesagt, die Darstellung ist von einem so sympathischen Humor getragen, daß sie auch uns Europäer ergötzen kann. Richard Gossmann.

Seelenwanderung

von Mary Rötger

Urteile: Kaum erschienen und schon fast vergriffen! / Wir gratulieren Ihnen aufrichtigst zu diesem herrlichen Verlagswerke. / Vor diesem Buch wird man ganz still! / Dieses Buch schrieb eine der besten Geisteskräfte! / Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Man kann auch nicht sagen. Man kann nur lauschen. / ja, man kann dieses Buch nicht mit Worten beschreiben, man muß es nachleben. / Im zweiten Teil trotz aller herrlichen Vergeistigung sehr aktuell.

in Leinen 6.- Mk. zuzüglich Nachnahme.

Der leidende siegende Gott!

von Mary Rötger

Das Buch reißt sich den besten Werken der populären Literatur auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften würdig an. Wir empfehlen es von ganzem Herzen. E. Fiedler, Wien. — Ähnliche Urteile unzählige.

in Leinen 4.- Mk. zuzüglich Nachnahme

Rötger-Verlag, Bad Herzburg

Bandagist Lange

Kranvenntliche Bandagen orthopädische Apparate mediainische Gerätschaften Listerant für Behörden und Krankenkassen Eigene Fabrikation [127] FERRUTTI Humboldt 1904 BERLIN N54, BRUNNENSTRASSE 166

Jetzt erscheint

„Der große Brockhaus“ Handbuch des Wissens in 20 Bänden

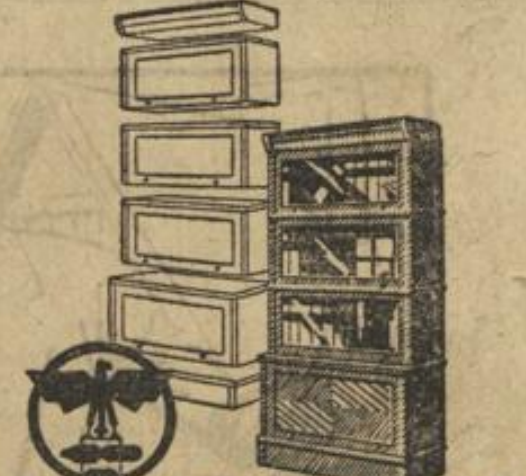


Das größte und modernste deutsche Lexikon mit 200000 Stichwörtern auf etwa 20000 Spalten Text, mit etwa 42000 Abbildungen, Karten und Bildern im Text und etwa 2000 künftige und schwarze Tafel- und Kartenblätter. Band I bis IV liegen bereits vollständig vor, die weiteren Bände folgen in etwa vierteljährlichen Zwischenräumen. Die Buchhandlungen verteilen sich also auf mehrere Jahre. Die Zahlen für den Einzelband 26 Mk. und für den Halbband 22 Mk. Sept wird Ihre alte Lexikon in Zahlung genommen, wenn mindestens vierjährig und nicht über 1000 vorkommen. Preis dann für den Einzelband mit 28 Mk. und für den Halbband 24 Mk. Die Preise der folgenden Bände werden dementsprechend niedriger sein. Weitere Veranlassung: Die Bände werden einzeln nach und nach gegen den neuesten Stand der Wissenschaften herausgegeben. Bei Bestellung jedes Bandes sofort nach Erscheinen (d. h. alle 1 bis IV sofort und die weiteren Bände in etwa vierteljährlichen Zwischenräumen) betragen die sofortigen Bestellungen die Zahlungen im fortlaufenden für die ganze Serie des Buches monatlich mit 8,50 Mk. für die Bestellschuldung resp. 10 Mk. für die Halbbandgabe.

Buchhandlung Karl Bloch, Berlin SW 68, Rosk. 9, Telefon 20 748

Bestellweise: In beliebige Mischungen bei der Buchhandlung Karl Bloch, Berlin SW 68, Rosk. 9, bzw. in jeder Buchhandlung des Reichs. **Der große Brockhaus:** Gebunden in 20 Bänden, zum abgemessenen Verkaufspreis: Band I bis IV in Leinen je 26 Mk. in Halbband je 22 Mk., zum Monatspreis: Band I bis IV in Leinen je 28 Mk. in Halbband je 24 Mk., Band 5 bis 20 dementsprechend zum gleichen Preise — jeweils nach Erscheinen — einzeln nach und nach, je drei oder vier Bände gleichzeitig in Zahlung und alle um Überendung des Abrechnungsmonats. Die Bestellungen der Bände nach und nach — durch fortlaufende Monatszahlungen von 8,50 Mk. für die Bestellschuldung resp. 10 Mk. für die Halbbandgabe, bei Bestellung von Band I bis IV sofort und jedes weiteren Bandes unmittelbar nach Erscheinen. Textverträge Bestimmungsbogen — die erste Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. (Kaufgenossenschaft gef. freigelegt.) — Erscheinungsort Berlin.

Ort u. Datum: Name u. Stand:



SOENNECKEN Ideal-Bücherschränke

Zusammensetzbar aus einzelnen Abteilen, daher in der Höhe u. Breite beliebig ausdehnbar. Eine Zierde f. jedes Arbeits- u. Bibliothekszimmer.

Resichtigen Sie meine Ausstellung! F. SOENNECKEN - BERLIN W. Mohrenstr. 56/52. — U-Bahnhof „Kaiserhof“.